

nicht mehr als Staatsbürger zweiter Klasse, sie treten mutiger auf, sie haben die Resignation überwunden und artikulieren, wo immer es möglich ist, freimütig ihre Interessen. Aber nicht zu übersehen ist auch: Die *meisten Reformgruppen in der DDR*, die in den vergangenen Jahren vielfach das schützende Dach der evangelischen Kirche gesucht haben, profilieren sich nun eigenständig. Sie halten, da sie meist a- oder antireligiös geprägt sind, auf Distanz zur Kirche. Dies ist ehrlich und auch verständlich. Das Gründungsmitglied der Oppositionsgruppe „Neues Forum“, *Jens Reich*, äußerte sich Mitte September 1989 dahingehend, daß das „Neue Forum“ – trotz mancher großer Ähnlichkeiten mit den Zielen und Forderungen kirchennaher Bürgerrechtler – mit den Kirchenführungen nichts zu tun haben wolle, denn viele Menschen in der DDR besäßen Berührungängste gegenüber den Kirchen, die ihnen genauso fern ständen wie der Parteiapparat.

Während noch keineswegs klar ist, welche Rolle und welches politische Gewicht die verschiedenen Reformgruppen und -grüppchen auf Dauer spielen bzw. erlangen, gilt es eben als ausgemacht, daß die Kirchen im Reformprozeß auch für absehbare Zeit noch eine wichtige Funktion behalten. Sie werden vermutlich auch noch als Vermittler gebraucht werden. Immerhin besitzen sie eine festgefügte, intakte Infrastruktur mit disziplinierten Mitarbeitern und qualifizierten „Kadern“. Dabei werden die

Kirchen, die katholische wie die evangelische, nicht nachlassen, die Beseitigung der vielfältigen Diskriminierungen von Christen, vor allem im Bildungswesen zu fordern. Ein erstes Gespräch von Vertretern des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR im Ministerium für Volksbildung soll einigermaßen verheißungsvoll verlaufen sein. Daß Partei und Regierung das besondere Gewicht der Kirchen sehen, zeigt auch die Tatsache, daß dem neuen Vorsitzenden der DDR-CDU, *Lothar de Mazière*, als einem der stellvertretenden Ministerpräsidenten das Kirchenressort übertragen wurde. Aber wenn die Kirchen als die gewichtigsten eigenständigen Organisationen sich auch einschalten und Forderungen stellen können, so besitzen doch auch sie keine Patentrezepte zur Lösung der Probleme. Auch ist nicht zu übersehen, daß ihre *Resonanz in der Bevölkerung* der DDR als religiöse Autorität begrenzt ist. Das gesellschaftliche Klima in der DDR ist insgesamt areligiös geprägt. Dies ist keineswegs nur das Ergebnis jahrzehntelanger atheistischer Propaganda, sondern in erheblichem Maße auf den auch in der DDR voranschreitenden Säkularisierungsprozeß zurückzuführen. Wenn die Kirchen auch einen entscheidenden Anteil an der Einleitung des Reformprozesses haben und wesentliche Forderungen von ihnen jetzt verwirklicht werden, mit ihrem Werben, die Leute möchten im Lande bleiben, haben vor allen bei den jungen Menschen auch sie nur mäßige Resonanz gefunden. *Herbert Prauß*

„Bemüht euch um das Wohl der Stadt ...“

Fragen zu Kirche und Großstadt am Beispiel Frankfurt an Bischof Franz Kamphaus

Kirche in der Großstadt? Am Beispiel Frankfurt sprachen wir darüber mit dem Bischof von Limburg, Franz Kamphaus. Denkt die Kirche in Theorie und Praxis noch zu sehr in ländlichen Kategorien? Wie kann Kirche im großstädtischen Raum eine Art „Passantenpastoral“ entwickeln? Welche Rolle kommt dabei – seelsorglich und diakonisch – den Gemeinden zu, und was muß übergemeindlich gestaltet werden? Wie kommt es zu einer „einladenden“ Vernetzung unterschiedlicher Initiativen, und wie könnten Kirche, Gruppen und neue geistliche Bewegungen und Orden dabei behilflich sein? Die Fragen stellten Klaus Nientiedt und David Seeber.

HK: Herr Bischof, Limburg ist – nach Eichstätt – die idyllischste Bischofsresidenz in Deutschland. Zugleich dürfte Limburg mit dem Großraum Frankfurt und von ihrer Siedlungs-, Sozial- und Kommunikationsstruktur her eine der seelsorglich schwierigsten Diözesen sein. Wie spannungsreich spiegelt sich eigentlich diese Struktur der Diözese in Organisation und Konzeption der Seelsorge wider?

Kamphaus: In der Tat, die Spannung zwischen dem städtischen Großraum Frankfurt und dem Westerwald mit seiner dörflichen Struktur ist enorm. Für das Bistum als ganzes ist sie jedoch auch ein Gewinn. Hätten wir nur den Großraum Frankfurt, es würde etwas fehlen. Eine Monokultur gilt ja nicht als besonders fruchtbar und beständig. Die Spannung zwischen großstädtischer und dörflicher Lebenskultur und der Austausch an Ideen und Personal ist sicher eine Bereicherung für die Gesamtpastoral. Im übrigen bilden die beiden Großstädte Frankfurt und Wiesbaden nur zwei von insgesamt elf Seelsorgsbezirken der Diözese. Diese Struktur hat sich als Antwort auf die regionalen Verschiedenheiten bewährt. In ihren Bezirksämtern haben die Bezirke das Instrumentarium, um eigenständig eine auf die Situation der Region zugeschnittene Pastoral zu ermöglichen. Das Seelsorgepersonal ist durch verschiedene Dienstkonferenzen auch über die Bezirke miteinander in Kontakt. Im Bereich der synodalen Gremien sind es der Diözesansynodalrat und die Diözesanversammlung, die die Bezirke miteinander verklammern.

Nicht zu vergessen auch die verbandlichen Strukturen, die ein Netz von Querverbindungen durch die Diözese schaffen.

„Wir denken wohl noch zu sehr vom Lande her“

HK: Aber nehmen Westerwälder und Frankfurter – als Katholiken – einander überhaupt zur Kenntnis? Und wie findet eine Diözese wie Limburg als Ortskirche überhaupt zu einer Identität? Wie wird das Ganze zusammengehalten?

Kamphaus: Seit 1982 bin ich hier in Limburg. Ich bin inzwischen in allen Pfarreien gewesen, in den meisten bereits zum zweiten Mal. Ich traue mir einen Überblick zu. Natürlich weiß der Frankfurter nicht viel vom Westerwald, und den Westerwälder zieht es in der Regel nicht unbedingt nach Frankfurt. Aber wir versuchen, Querverbindungen zu schaffen. Wir begehen jeweils im September aus Anlaß des Kreuzfestes die sogenannte Kreuzwoche – eine Art Diözesankatholikentag. Das geht auf meinen Vorgänger, Bischof Kempf, zurück. Das Kreuzfest findet jedes Jahr in einem anderen Bezirk statt, so kommen die Leute auch von anderswo dorthin. Wir denken auch an Partnerschaften zwischen verschiedenen Gemeinden der Diözese, etwa zwischen einzelnen Gemeinden im Westerwald, im Taunus und in Frankfurt oder Wiesbaden. Warum soll es solche Partnerschaften nicht auch innerhalb ein und desselben Bistums geben?

HK: Es fällt auf, gerade in Deutschland, daß Bischofssitze vorwiegend im Kleinstädtischen, fast Ländlichen angesiedelt sind. Historischer Zufall oder symbolischer Ausdruck dafür, daß zumindest bei uns kirchlich der Umzug in großstädtische Verhältnisse auch mental bis heute nicht gelungen ist? Denken Sie an eine Verlegung des Bischofssitzes?

Kamphaus: Bischofssitze in Kleinstädten, das stimmt so generell nicht. Schließlich gibt es Köln, München und Berlin, nicht nur Rottenburg, Limburg oder Eichstätt. Aber die Frage ist berechtigt. Wir denken in der Kirche wohl noch zu sehr vom Land her. In der Zentralstelle Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz gibt es seit langem ein eigenes Referat für die Landpastoral, für die Großstadtpastoral gibt es das nicht. Um bei Limburg zu bleiben: Das Bistum wurde zwar nach dem Wiener Kongreß ziemlich willkürlich aus Anteilen anderer Bistümer zusammengeschnitten. Aber rein geographisch liegt der Bischofssitz in der Bistumsmitte. Das erleichtert auch Präsenz und Kommunikation. Von hier aus kann ich in maximal einer Autostunde jede Gemeinde in der Diözese erreichen. Deswegen denkt auch niemand daran, den Bischofssitz zu verlegen. Wohl wird gelegentlich darüber nachgedacht, dem Beispiel von Rottenburg-Stuttgart und München-Freising zu folgen und das Bistum Limburg-Frankfurt zu nennen. Eine solche Benennung würde die Bedeutung des großstädtischen Anteils der Diözese her-

vorheben. Natürlich verbinden sich mit solchen Gedanken auch Befürchtungen einer Bevorzugung oder gar Bevormundung durch die Stadt. Das muß aber nicht so sein, wie die Erfahrungen anderer Bistümer lehren. Durch die Großstadt Frankfurt werden weite Bereiche unseres Bistums geprägt. Es liegt mir sehr daran, daß wir die Großstadt als Wirkungsbereich unseres Glaubens bewußt in den Blick nehmen. Sie ist bereits in der Gegenwart und wird in Zukunft immer mehr der Lebensraum der Menschen. Solange wir uns vom Vorurteil blenden lassen, das Land sei der genuine Raum des Christentums, solange die Stadt eher ein Schreckgespenst für die Pastoral ist, verpassen wir die Zeichen der Zeit.

„Die alten Kleider hängen herunter und hindern beim Gehen“

HK: Ein solcher „Umzug“ ist aber wohl vornehmlich symbolischer Natur. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß die Kirche im 19. und in unserem Jahrhundert der Industriegesellschaft wenigstens insoweit gefolgt ist, daß sie im Zuge der Industrialisierung und Verstädterung Kirchen in die neu entstehenden Siedlungen hineingebaut, Gemeinden gegründet hat und Verbände ihre Tätigkeit entfaltet haben. Aber ist Kirche mental nicht doch vorwiegend im Umland geblieben? Fehlt nicht noch weitgehend das Verständnis für Lebensstil und Lebensweise der großstädtischen Menschen; und liegt letztlich nicht darin die Krise zeitgenössischer Seelsorge?

Kamphaus: Zu meinem Erstaunen habe ich bei meinen Visitationen in den Frankfurter Gemeinden weder einen Pfarrer noch pastorale Mitarbeiter oder Mitarbeiterinnen angetroffen, die aus Frankfurt weg möchten. Man denkt vielleicht: Die stöhnen unter der Last der Großstadtseelsorge und sehnen nichts mehr herbei als eine kleine, ruhige Gemeinde im Westerwald. Das Gegenteil ist der Fall: Sie wissen den städtischen Lebensstil in Frankfurt durchaus zu schätzen. Ich kann nicht sagen, daß ihnen das Verständnis für die Lebensweise der Großstädter fehlt. Ich bin in Frankfurt auf viel Offenheit und Gelassenheit gestoßen. Das allgemeine Klagen ist dort weniger verbreitet als anderswo. Dennoch ist Ihre Frage berechtigt, ob die Kirche dem Prozeß der Verstädterung mental gefolgt ist. Dieser Prozeß schreitet ja immer weiter voran. Statt hinterherzulaufen, sollten wir uns die Frage stellen: Wo gestalten wir den Lebensraum Stadt zielbewußt mit? Wo ergreifen wir die Chancen, die die Stadt und die zunehmende Verstädterung uns bieten? In einem Brief des Propheten Jeremia an die Verbannten in Babel steht der denkwürdige Satz: „Bemüht euch um das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zum Herrn, denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl.“ Man muß die Stadt und die Menschen in ihr gern haben, wenn man dort etwas bewirken will.

HK: Aber wie erklären Sie sich dann den Kontrast? In Frankfurt treten etwa pro Jahr an die 2000 Menschen aus der katholischen Kirche aus; damit verläßt immerhin je-

des Jahr eine kleinere bis mittlere Gemeinde in Frankfurt allein die Kirche. Und die Zahl der Kirchenbesucher geht jährlich um etwa 1000 zurück. Wir haben keine Vergleichszahlen aus anderen Großstädten, aber was in Frankfurt sich entwickelt, dürfte exemplarisch auch für die Situation in anderen Großstädten sein. Was Ihnen als größere Gelassenheit begegnet, ist möglicherweise weniger Ausdruck von Optimismus als bereits Gewöhnung daran, daß die Situation eben so ist, während der Pfarrer einer Landgemeinde das Abbröckeln noch unmittelbarer wahrnimmt?

Kamphaus: Ich sagte nicht, die Atmosphäre sei in Frankfurt optimistischer als im Umland. Ich möchte die dortigen Erosionserscheinungen überhaupt nicht verharmlosen. Ich sehe, daß vieles von unseren überkommenen Strukturen, wie sie sich in Stein und Beton herausgebildet haben, ganz einfach nicht mehr paßt. Aber dies hat nicht so sehr mit dörflich oder städtisch zu tun ...

HK: ... sondern?

Kamphaus: ... sondern allenfalls damit, daß sich das Gesamtphänomen auf dem Land noch nicht so kraß stellt wie im großstädtischen Raum. In Wiesbaden steht eine Kirche, sie wurde nach dem Krieg gebaut, ist architektonisch gut und auch optisch ein Bezugspunkt. Die haben wir für eine Million D-Mark restaurieren müssen. War das zu verantworten? Die Kirche hat 500 Sitzplätze. Es finden pro Wochenende zwei Gottesdienste statt, zu denen vielleicht 150 bis 200 Leute kommen. Wir konservieren eine äußere Gestalt, die nicht mehr der Realität entspricht. Der Pfarrer und auch die Gläubigen erleben so Sonntag für Sonntag die Diskrepanz zwischen dem großen Raum und den relativ wenigen Kirchenbesuchern. Das ist nicht so leicht zu verkraften. Die Maße stimmen nicht mehr. Das bringt uns ständig ins Stolpern. Es ist wie bei jemandem, der sehr korpulent war und nun mager geworden ist. Die alten Kleider hängen herunter und hindern beim Gehen, er stolpert und fällt auf die Nase.

HK: Dann werden Sie vermutlich einem Bild nicht viel abgewinnen, das Walter Wallmann, unseres Wissens noch als Oberbürgermeister von Frankfurt, einmal gebrauchte. Er sagte sinngemäß: Das Gewicht der Kirchen in unseren Großstädten sei erheblich größer, als es die Türme der Kathedralen und Münsterkirchen zum Ausdruck brächten. War dies nur ein Kompliment eines Politikers an Kirchenmänner mit Blick vornehmlich auf die auch für die öffentlichen Hände vorteilhaft arbeitenden kirchlichen Wohlfahrtsorganisationen, oder ist jenseits von kirchlichen Einrichtungen und selbst Gottesdienstbesuch die Akzeptanz kirchlichen Tuns größer, als wir es in unseren Abstraktionen von säkularer Gesellschaft für möglich halten?

Kamphaus: Mir mangelt es nicht an katholischem Selbstbewußtsein, doch würde ich die Aussage Wallmanns eher in einen Optativ fassen. Wir können uns in Frankfurt jedenfalls nicht über einen Mangel an baulicher oder insti-

tuioneller Präsenz beklagen. Meine Frage ist eher: Können wir das, was wir an Einrichtungen haben, noch vom Glauben her decken? Und eine andere Frage: Wie stark werden wir durch diese festen Gefüge aus Steinen oder Strukturen bestimmt, wieviel Beweglichkeit lassen sie uns, auf neue Situationen zu reagieren?

HK: Wo soll dann die Kirche an Maßstäben großstädtischen Lebens gemessen ihre Zukunft suchen? Es geht ja wohl nicht, wenn man Ihrer Feststellung von der institutionellen Überpräsenz folgt, so sehr um die Zukunft der Kirche, jedenfalls nicht um die Zukunft der Kirche als Institution, sondern um die Zukunftsfähigkeit des Christentums als Glaubensmacht und um die Frage, wie kirchliche Strukturen dem am besten dienen können. Konkret gefragt: Erfüllt die territoriale Pfarrei unter großstädtischen Verhältnissen überhaupt noch ihre Aufgaben bzw. vermögen sich territoriale Pfarreien auf großstädtische Lebensverhältnisse mit ihren sehr mobilen Formen der Beheimatung überhaupt noch einzustellen, beispielsweise auf die viel beschworene „Passantenmentalität“, die für großstädtisches Leben kennzeichnend ist?

Kamphaus: Mobilität und Fluktuation sind in der Tat ein Phänomen, welches die Kirche in der Stadt vor ganz neue Herausforderungen stellt. Tag für Tag pendeln an die 250 000 Menschen von außerhalb in Frankfurt ein. Dazu kommen Messebesucher, Durchreisende und Einkaufende. Das heißt, ein großer Teil der Menschen, die uns in Frankfurt begegnen, sind nur vorübergehend – en passant – hier. Das geht bis zur Wohnsituation. Es gibt in Frankfurt Stadtviertel, in denen sich ein Drittel der Bevölkerung innerhalb eines Jahres durch Umzug austauscht. Die Schwellen vieler unserer kirchlichen Angebote und Einrichtungen sind für solche Passanten, die nur mal kurz reinschauen können oder möchten, oft zu hoch. Um diese Menschen zu erreichen, muß Kirche offene, einladende und im wahrsten Sinne des Wortes ansprechende Räume bereithalten, dort, wo sich die Passantenströme bewegen. Eine einzelne Pfarrei wäre mit dem Aufbau eines solchen Angebotes sicher überfordert. Wir haben jedoch auf der Bundesgartenschau die Erfahrung gemacht, daß Pfarreien durchaus bereit und in der Lage sind, an einem solchen Ort (Kirchenzelt) sich mit Personen und Veranstaltungen zu engagieren. Warum sollten sich die dort gesammelten positiven Erfahrungen nicht auch in andere Bereiche, z. B. in die Innenstadt, übertragen lassen?

„Versuchen, in einem schwierigen Umfeld einfach für Menschen da zu sein“

HK: Aber wie können alternative oder ergänzende Unternehmungen und Angebote in der Finanz- und Verkehrsmetropole Frankfurt aussehen?

Kamphaus: Wir haben am Rhein-Main-Flughafen eine der größten Drehscheiben des internationalen Luftverkehrs, wo sich täglich die Wege von Tausenden von Men-

schen kreuzen. Dort bietet die Flughafenseelsorge einen solchen Raum an. Man kann einfach hineingehen, um einen Kaffee zu trinken, ein Gespräch zu beginnen, um Hilfe zu fragen oder um in der Kapelle zu beten. Oder ein anderes Beispiel: In der Nähe der Zeil, der umsatzstärksten Einkaufsstraße, steht die von den Kapuzinern betreute Liebfrauenkirche. Dort ist ein ständiges Kommen und Gehen zu Gebet, Gottesdienst und Beichtgespräch. Welch ein Segen und welche Chance sind solche Orte! Die Möglichkeit, zunächst anonym dort eintreten zu können, zu schnuppern, sich umzuschauen, das Angebot zu prüfen. Daß diese Möglichkeit da sein muß, das wird uns in der City an jeder Ecke vorgemacht. Wie von selbst hat sich ja z. B. im Umkreis des New Age eine neue Form von City-Religion etabliert, mit Treffpunkten, Bücherstuben und Anzeigenblättchen, wo man frei auswählen und sich im Vorübergehen mit Esoterik bedienen kann. Die zum Teil ökonomisch recht cleveren Vertreter des New Age haben dort tatsächlich passantengerechte Formen der Weitergabe ihrer Ideen gefunden.

HK: Könnte es sein, daß hier kirchliche Religiosität bereits durch solche neuen Sozialformen von Religion abgelöst ist? Sind New Age mit seinen unverbindlicheren Formen der Teilnahme am ganzheitlichen Erleben und selbst die Jugendreligionen in ihren subkulturellen Ausdrucksformen im Vorteil? Und wachsen in ihnen die großstädtischer Mentalität konformen Formen neuer Religiosität nach, denen Kirche auf Anhieb nicht viel entgegenzusetzen hat?

Kamphaus: Es wird sich zeigen, ob der New-Age-Trend, dem das klare Profil des Glaubens und der diakonische Charakter des Christentums fehlen, sich auf die Dauer halten kann. In Frankfurt spricht die Statistik der Drogentoten ja leider eine allzu deutliche Sprache über das psychosoziale Elend, das sich hinter vielen schönen Fassaden verbirgt. In einer solchen Stadt wird eine Religion oder Weltanschauung, die auf die Not und das Leid der Menschen, wenn überhaupt, nur eine gedankliche, aber keine praktische Antwort weiß, auf die Dauer nicht Fuß fassen. Ich bin froh, daß eine unserer ältesten Einrichtungen im Sinne einer modernen Passantenpastoral der kirchliche Beratungsdienst in der B-Ebene der Hauptwache ist. Eine jüngere Einrichtung ist die Teestube Jona im Bahnhofsviertel. Sie wird von einem Pfarrer mit einigen ehrenamtlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen geführt. Die dort arbeiten, versuchen, in dem schwierigen Umfeld von Drogen und Prostitution einfach für die Menschen da zu sein. Oder um ein anderes Projekt zu nennen, das wir in den letzten Jahren verwirklicht haben: eine Frühstücksausgabe für Wohnsitzlose, in der sich die Pfarreien jeweils abwechseln. Sie wird im wesentlichen ehrenamtlich und durch Zivildienstleistende organisiert. – Wie alle unsere Bemühungen muß auch die Passantenpastoral von der Frage bestimmt werden: Wie kann das Heilsame, Stärkende und Aufbauende der Botschaft Jesu durch die Kirche den Menschen zugänglich gemacht werden?

HK: Wie kann da Kirche reagieren, ihr Kontaktrepertoire ergänzen, gegebenenfalls auch Alternativen zum bisher beherrschenden Pfarrsystem schaffen?

Kamphaus: Ich denke, wir sollten nicht nach Alternativen zum Pfarrsystem suchen. Ich plädiere für ein spannendes Zueinander von Pfarrsystem und anderen Kontaktformen und Angeboten. In einer Stadt wie Frankfurt gibt es z. B. ein ständig wachsendes Kulturleben. Seine Foren sind die Alte Oper und die Kulturschirn, aber auch die zahlreichen Museen, die entlang dem Mainufer entstanden sind. Ein Städter geht gerne aufs Forum, um sich umzuschauen. Sieht er dort die Kirche? Durch Angebote der Katholischen Akademie Rabanus-Maurus oder des Domkreises „Kirche und Wissenschaft“ möchte Kirche in diesen öffentlichen Räumen präsent und ansprechbar sein. Nicht zuletzt durch die Einrichtung eines Dommuseums, das durch wechselnde Ausstellungen versucht, den Faden Kirche und Kunst neu zu knüpfen. Um im Bild zu bleiben: Die Verknüpfung von offenen Passantenangeboten mit der territorialen Beheimatung, die die Pfarreien bieten, zu einem beziehungsreichen pastoralen Netzwerk, das ist das eigentliche Anliegen.

„Der Einheitstyp Pfarrei reicht nicht aus“

HK: Manche Theoretiker moderner Großstadtseelsorge scheinen fasziniert zu sein von den Chancen, die das kirchliche Eingehen aufs großstädtische Passantendasein eröffnet. Vom Passagen-, vom Studio- und Ateliercharakter, von kirchlichen „Kontakthöfen“ ist da die Rede. Wird da nicht übersehen, daß das Passantendasein nur ein Aspekt ist, die Leute ihren Lebensschwerpunkt aber doch in ihren Wohnquartieren haben?

Kamphaus: Dies ist wohl so. Vor kurzem hat ein offenbar am Passantendasein sich begeisternder evangelischer Theologe in einem Vortrag in Frankfurt gesagt, man müsse überlegen, ob nicht das ganze Pfarrsystem überholt sei und aufgegeben werden müsse. Ich halte das nicht für richtig. Natürlich geht vom Passantenhaften des städtischen Lebens ein ungeheurer Reiz aus. Ich war erstaunt, als beim Domjubiläum in Frankfurt während des Festes am Nachmittag ein etwa 40jähriger Mann auf mich zukam, sich als Entertainer in der Flughafen-Disco vorstellte, mir erzählte, mit wem er dort alles zusammenkomme, dann die Rede auf die Mutter Gottes brachte und mich in seine Disco einlud. Das ist natürlich spannend. Dabei bin ich weit davon entfernt, die Passantenpastoral als die neueste pastorale Errungenschaft anzupreisen. Ich sehe sehr deutlich, daß hier Religion und schließlich auch der Glaube nur allzuleicht zu einer Ware werden kann, die man meint, so en passant mitnehmen zu können. Religion als Konsumartikel – das ist das schlimmste, was man ihr antun kann. Zudem: Punktuelle Kontakte ersetzen kein Gemeindeleben. Wir brauchen das Pfarrsystem gerade in den stark fluktuierenden Verhältnissen einer Großstadt mit ihrer hohen Mobilität und Anonymität.

HK: Uns stellen sich in dem Zusammenhang zwei Fragen: Wird das Passantendasein möglicherweise auch als soziologisches Phänomen überschätzt? Der Großteil des Lebens von Großstadtbewohnern spielt sich dort ab, wo sie wohnen, die Großstadt als solche ist für sie erweiterter Kultur- und Versorgungsraum. Und was bedeutet das dann für das Gemeindeleben und die Konzeption von Seelsorge in der Großstadt? Die zweite Frage: Bedarf es gerade wegen der starken Mobilität mit ihren speziellen Formen von Unverbindlichkeit nicht neuer, möglicherweise noch unerprobter Formen nachgehender Seelsorge?

Kamphaus: Ich meine – und deswegen betone ich ja die Unerstetzlichkeit des Pfarrsystems –, daß wir über dem Passantenhaften die Verwurzelung der Großstädter vor Ort in den Stadtvierteln und in den Wohnquartieren nicht vergessen dürfen. Das Übermaß von zwangsläufigen Kontakten in der Stadt schafft auch ein besonderes Bedürfnis nach Rückzug in die Privatsphäre bzw. nach vertrauten familiären Beziehungen. Die Pfarrei hat hier eine große Chance, denn sie ermöglicht Beheimatung im Quartier und wirkt damit zugleich der Isolierung der Familie und des einzelnen im sozialen Umfeld entgegen. In der Pfarrei können die für die Vermittlung unseres Glaubens so wichtigen Beziehungen zwischen Personen wachsen. Franz Xaver Kaufmann meint, die kommunikativen Voraussetzungen für die Tradierung unseres Glaubens seien am ehesten in kleingruppenhaften Gebilden herstellbar. Für solche Kleingruppen bietet die Pfarrei einen unersetzlichen institutionellen Rückhalt, der auch Fehl- und Rückschläge auffangen kann. Die Pfarrei hat Zukunft als eine Gemeinschaft von kleinen Gruppen, in denen explizit christliches Leben entwickelt und erprobt werden kann.

HK: Und die Frage nach noch unerprobten Formen nachgehender Seelsorge?

Kamphaus: Darauf möchte ich mit einem Hinweis auf ein interessantes Projekt antworten, das derzeit zwei katholische Pfarreien in Frankfurt-Nied gemeinsam mit ihren evangelischen Nachbarn durchführen. Nachdem Gemeindeglieder gemeinsam ein Buch mit Beiträgen über ihre Glaubenserfahrungen im Alltag und im Stadtteil erstellt und ihren Mitbürgern angeboten haben, sind nun ehrenamtliche Mitarbeiter dabei, in Hunderten von Telefongesprächen über den Inhalt des Buches ein Gespräch anzuknüpfen und zur Fortführung dieser Gespräche in Kleingruppen einzuladen. Die Resonanz mit bereits 500 Anmeldungen zu den Gesprächsgruppen ist außerordentlich groß. – Zum ganzen der Frage: Nachgehende Seelsorge, das ist vielleicht schon der übernächste Schritt. Das erste ist: einladende Kirche. Wir haben ja Orte und Möglichkeiten dazu. Wir haben z. B. hier den Limburger Dom, und für den Frankfurter Dom gilt ähnliches. Da kommen Tausende am Tag. Was machen wir daraus? Wir setzen oft alles Mögliche in Bewegung, daß Menschen in die Kirche kommen. Hier kommen sie in Scharen, und zwar von selbst, und wir kümmern uns kaum um sie. Sicher reicht die Motivation zum Besuch oft nicht sehr tief,

aber immerhin, sie kommen. Wie gehen wir auf die kirchenfernen Leute, die da kommen, zu, damit sie über den sakralen Bau, über die Kunst, über Informationen über kirchliches Leben eine Ahnung vom Glauben bekommen?

HK: Bedürfte es da besonderer Gruppen, vielleicht kleiner Ordensgemeinschaften oder sonst religiös kompetenter Leute, die nicht nur durch den Dom führen und ein paar kunsthistorische Zusammenhänge erläutern, sondern religiösen Analphabeten auch ein wenig das Glaubensumfeld verdeutlichen?

Kamphaus: Ich halte das für eine ganz wichtige Aufgabe. Ich habe im letzten Dezember an die Ordensoberen in Deutschland geschrieben: Wir haben hier den schönen Limburger Dom, da kommen im Jahr eine halbe Million Besucher, und „wir“ sind gar nicht da. Jetzt hat sich eine kleine Kommunität von Nonnenwerther Franziskanerinnen am Dom angesiedelt. Es wird sich zeigen, wieweit wir mit unseren Möglichkeiten kommen, mit Führungen, mit Gesprächsangeboten, aber auch mit Hinführungen zu Gebetszeiten und vielleicht sogar mit einem zeitweisen Mitleben einzelner mit der kleinen Kommunität. Ich bewundere jedenfalls den Mut der Schwestern, sich auf diese Aufgabe einzulassen.

HK: In Frankreich gibt es ja solche gastfreie, auf das großstädtische Passantenleben eingestellte Ordensgemeinschaften zeitgenössischen Zuschnitts wie z. B. die Gemeinschaft von St-Gervais in Paris. Aus Deutschland ist etwas Ähnliches nicht bekannt ...

Kamphaus: Leider gibt es das bei uns noch nicht. Ich bin auf der Suche. Wir brauchen in der Stadt notwendig solche Orte und Einrichtungen. Denn so wichtig die Territorialpfarrei ist, ein Einheitstyp Pfarrei reicht nicht aus. Wir müssen nicht unbedingt Taizé imitieren. Aber ich denke z. B. an die kirchliche Jugendarbeit in Großstädten. Dort gibt es Kirchen, die zum Teil leerstehen, und Gebäude drumherum. Warum sollte es nicht möglich sein, in Großstädten eine Art „Jugendkirche“ zu schaffen, durch die junge Leute aus der Vereinzelung geholt werden und mit einem religiösen Zentrum in Berührung kommen? Könnten solche Aufgaben nicht von Ordensgemeinschaften oder geistlichen Bewegungen angegangen werden?

„Auffangstationen für Suchende verschiedenen Zuschnitts“

HK: Könnten in den sogenannten neuen kirchlichen Bewegungen oder in manchen von ihnen solche Kräfte nachwachsen, die Kirche sozusagen von Mensch zu Mensch im Getriebe der Großstadt nahebringen bzw. ihnen als Christen mit einer radikalen Spiritualität nahe sein? Oder sind diese noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt? Oder werden die Aufgaben nicht gesehen, so daß Antworten, wie sie Orden und Verbände im 19. Jahrhundert zu ihrer Zeit gegeben haben, gar nicht zum Zuge kommen?

Kamphaus: Gewiß: Im 19. Jahrhundert konnten allein im Westerwald innerhalb von 20 Jahren fünf verschiedene Ordensgemeinschaften entstehen. Die damalige Vitalität des Glaubens hat so die verschiedensten Formen der Antwort auf die sozialen und seelsorglichen Probleme der Zeit der Industrialisierung gefunden. Natürlich wünschte ich mir vergleichbare Aufbrüche auch heute. Aber wir sollten realistisch sein und vor allem nicht das, was sich in den sogenannten neuen kirchlichen Bewegungen regt, sofort am Maßstab der Vergangenheit messen. Die seitdem weiter gewachsene Ausdifferenzierung unserer Gesellschaft macht es für den einzelnen, auch für eine Gruppe, schwieriger, ihren Platz zu finden. Denken Sie z. B. daran, mit wie vielen Zuständigkeiten und Institutionen heute allein der soziale Bereich überzogen ist. Oder wie viele berufliche Laufbahnen sich heute einem an der Seelsorge und der Heilung der Seele interessierten jungen Menschen bieten. Aber natürlich gibt es auch heute viele Möglichkeiten. Eine kleine junge Kommunität der Missionsärztlichen Schwestern in Frankfurt bemüht sich z. B. um eine neue Verbindung von Leib- und Seelsorge. In diesem therapeutischen Bereich hat Kirche sicher Nachholbedarf.

HK: Nachholbedarf hat Kirche unter großstädtischen Verhältnissen wohl auch missionarisch. Bietet sich der Kirche nicht ein Dreistufenweg an: passantengerechte City-Pastoral als „Einladung“, Orte der Vertiefung als Auffangstationen für Suchende und Zwischenglieder und die Gemeinden als aktiv integrierendes Hinterland. Aber sind die Gemeinden dafür ausreichend offen?

Kamphaus: Ein solches Zwischenglied können z. B. offene Angebote des Bezirksamtes sein, Seminare der Erwachsenenbildung, einzelne Veranstaltungen der Gemeinden oder Dekanate, aber auch ganze Gemeinschaften von den Orden über die neuen kirchlichen Bewegungen bis zu den traditionellen Verbänden. Alle diese Veranstaltungen oder Gruppen sollten die Durchlässigkeit zu den Pfarreien sicherstellen. Und die Pfarreien sollten durch Offenheit und Empfangsbereitschaft einen solchen Dreischritt fördern. Dennoch, wir haben es mit Städtern zu tun, und wir können nicht davon ausgehen, daß jeder diesen Weg gehen möchte oder kann. Wir sollten auch kein neues Stufenmodell aus solchen Überlegungen entwickeln. Auch die umgekehrte Bewegung ist denkbar, daß ein Gläubiger aus der Gemeinde sein Interesse an den „Zwischengliedern“ oder den Angeboten der Passantenpastoral entdeckt und sich dadurch die Bindungen zur Pfarrei lockern. Wenn wir im Bild eines Netzwerkes denken, brauchen wir solche Bewegungen nicht zu bedauern. Entscheidend ist vielmehr das Eingebundensein im Netz. Und nicht zuletzt: Das Netz muß immer neu ausgeworfen werden. Wir sind in der Kirche viel zu sehr mit uns selbst beschäftigt. An unserer missionarischen Kraft zeigt sich, wie weit wir unserem Ursprung treu bleiben.

HK: Wenn wir nochmals das Kompliment von Walter Wallmann aufgreifen dürfen: mit ihm war vermutlich in

erster Linie das diakonische Wirken der Kirchen, die christliche Caritas gemeint. Nun war bei Ihnen herauszuhören, daß Ihnen Diakonie gerade als Caritas sehr am Herzen liegt, daß Sie aber eine gewisse Abneigung zeigen gegen große Organisationen und Großeinrichtungen. Entfremdet sich die organisierte Caritas dem Gemeindeleben? Und müssen kirchliche Wohlfahrtsorganisationen – gerade an großstädtischen sozialen Brennpunkten – auch mehr improvisieren und vielleicht auch von experimentierenden Alternativlern – ohne sie als Konkurrenz allzu sehr zu fürchten – etwas lernen?

Kamphaus: Ja, mir liegt sehr an der Caritas. Aber so wohl-tätig das Wirken kirchlicher Wohlfahrtsverbände ist, natürlich ist auch dieser Bereich verbesserungsfähig. Die Caritasarbeit war bis zum Zweiten Weltkrieg noch wesentlich basisorientiert, pfarrebezogen, in den Großstädten auch stadtbezogen, aber doch auf natürliche Weise mit dem Gemeindeleben verschmolzen. Im Zuge der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung hat sich durch die Bezuschussung, die Unterwerfung unter staatliche Normen und die enorme Professionalisierung die diakonische Arbeit sehr von den Gemeinden wegentwickelt. Die Caritasverbände in der Bundesrepublik und die ihnen angeschlossenen Einrichtungen haben über 300 000 Bedienstete. In Frankfurt allein gibt es 200 Einrichtungen im Bereich der Caritas. Aber diese haben zumeist, abgesehen von Kindergärten, Altentagesstätten und evtl. noch den Sozialstationen, mit Pfarrei wenig zu tun. Da ist den Gemeinden ein Wesensbestandteil christlicher Gemeinschaft abhanden gekommen. Und dies hat Rückwirkungen bis in den sakramentalen Bereich. Aber ich habe den Eindruck, daß inzwischen wieder eine Rückbesinnung stattfindet und daß mit mehr ehrenamtlicher Caritas auch wieder ein anderes Gemeindeleben entsteht.

HK: Aber geändert haben sich nicht nur die Arbeitsbedingungen und die Organisationsstrukturen kirchlicher Caritas; geändert haben sich auch Bedürfnisstrukturen und Aufgabenfelder. Die Frage ist, wieweit vorwiegend mittelständisch geprägte Gemeinden sich ausreichend Problemfeldern und Notständen öffnen können, die vornehmlich Minderheiten betreffen oder von Minderheiten ausgehen. Das reicht von den Ausländern bis zu den Drogenabhängigen. Da ist in erster Linie doch die Kirche einer ganzen Stadt und ihres Umlandes gefordert.

Kamphaus: Es liegt mir völlig fern, stadtbezogene Caritas aufzugeben und allein das Pfarrprinzip durchzusetzen. Es geht nicht, Pfarrliches und Überpfarrliches alternativ einander gegenüberzustellen oder gar gegeneinander auszuspielen. In dieser Frage ist das alte katholische Subsidiaritätsprinzip für mich immer noch der „Weisheit letzter Schluß“. Was in den Pfarreien getan werden kann, soll dort bleiben. Und daß wir die Pfarreien nicht unterschätzen sollten, haben wir in Frankfurt inzwischen aus dem Projekt „Caritas und Gemeinde“ gelernt. Es ist erstaunlich, wieviel caritative Bereitschaft in den Pfarreien schlummert und darauf wartet, abgerufen zu werden. Wir

haben es hier zum Teil mit einem ganz neuen Typ von Caritas Helfern zu tun, die gut informiert, an Mitsprache und Kritik interessiert, eigenständige Arbeit leisten.

„Frankfurt hat einen guten Fundus“

HK: Aber Subsidiarität kann auch heißen, an den größeren Raum abgeben, wenn man selber nur Unzureichendes leisten kann. Frankfurt ist z. B. exemplarisch Ausländerstadt. Die Kirche hat hier große seelsorgliche, große diakonische und – innerhalb der Gesamtgesellschaft – große Integrationsaufgaben. Integration könnte über die Gemeinden geschehen, zugleich aber sind Gemeinden gerade in diesem Bereich auch rasch überfordert ...

Kamphaus: Das sehe ich etwas anders. Gerade aus dem Ausländerproblem kann sich eine Pfarrei nicht heraushalten und es als eine nur die Stadt betreffende Frage ansehen. Von der Frankfurter Bevölkerung ist ein Drittel katholisch, ein Drittel evangelisch, ein Drittel gehört keiner christlichen Konfession an. Von den Katholiken stammen allein 25% aus anderen Ländern: Wir verwenden in dem Zusammenhang nicht gerne das Wort „Ausländer“, sondern sprechen von Katholiken anderer Muttersprachen, weil es bekanntlich in der Kirche keine Ausländer gibt. Bei den katholischen Kindern und Jugendlichen liegt der Anteil derjenigen anderer Nationalitäten weit über 25%. Uns kommt es vor allem darauf an, daß Gemeinden anderer Muttersprachen in bestehenden katholischen Pfarreien und nicht irgendwo im luftleeren Raum angesiedelt werden. Das Ziel ist – in einigen Fällen ist dies auch schon verwirklicht –, daß diese Gemeinden ihre ei-

gene Kirche in Partnerschaft mit einer deutschen Pfarrei erhalten. Damit sollen Integrationsprozesse nach beiden Seiten hin gefördert werden. Das ist übrigens auch eine der großen Chancen einer Weltstadt wie Frankfurt: Sie läßt Weltkirche erfahrbar werden.

HK: Braucht der Katholizismus, um auf diese Weise erfahrbar zu werden, in Großstädten zumal, nicht ein geistlich-kulturelles Zentrum, das ihm als Katholizismus in der Stadt ein Gewicht gibt? Wir meinen damit nicht die „kleinen Vatikane“, die sich Gesamtkirchengemeinden da und dort zulegen, sondern Bischofs- oder Stadtkirchen fürs Übergemeindliche, die religiös und kulturell etwas ausstrahlen.

Kamphaus: Daß der Frankfurter Dom diese Aufgabe erfüllt, hat sich nicht zuletzt beim Frankfurter Domjubiläum in diesem Jahr gezeigt. Man feierte mit etwa 10 000 Menschen gemeinsam auf dem Römerberg. Auftakt und Abschluß des Jubiläumjahres bilden die „Karlsämter“ im Dom, die schon seit Jahren Menschen aus ganz Frankfurt und im Umland anziehen. Auch die Advents- und Fastenpredigten im Dom werden von Gläubigen aus der ganzen Stadt besucht. Solche Erfahrungen von Stadtkirche sind wichtig und dürfen nicht nur auf das gottesdienstliche Leben beschränkt bleiben. Und so etwas braucht sich auch nicht nur im Dom auszudrücken. Frankfurt mit seinem Haus der Volksarbeit und seiner Tradition des Sozialkatholizismus hat einen guten Fundus. Aber man sollte das – siehe Jugendkirche, siehe Caritas, siehe Kunst und Kultur – nicht monozentrisch, sondern polyzentrisch sehen. Je gestreuter solche Zentren sind, um so anziehender können sie wirken ...

Anfang und Ende menschlichen Lebens

Referat von Bischof Karl Lehmann auf dem VII. Europäischen Bischofssymposium

Auf dem VII. Symposium Europäischer Bischöfe vom 12. bis 17. Oktober in Rom (vgl. HK, November 1989, 537) hielt der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Karl Lehmann von Mainz, ein Hauptreferat zum Tagungsthema „Der Umgang des heutigen Menschen mit Geburt und Tod“. Bischof Lehmann behandelte darin die ethischen Fragen, die durch den medizinisch-technischen Fortschritt und durch den Wandel des sittlichen Bewußtseins im Zusammenhang des Schutzes des menschlichen Lebens bei Geburt und Tod aufgeworfen werden. Er sprach dabei als systematischer Theologe mit erkennbar pastoraler Zielsetzung. Als nuanciertes Wort eines Bischofs komplettiert und klärt der Text manche der in den Interviews unserer Novemberausgabe (vgl. S. 506–526) erörterten Fragen zu Sterbehilfe und Euthanasie. Die Zwischenüberschriften sind von der Redaktion.

Das Ziel meiner Überlegungen zum Anfang und Ende des menschlichen Lebens ist in dreifacher Weise begrenzt. Erstens handelt es sich um eine Einführung in einen umfassenden Themenbereich, die sich darum auch nur als gezielte Hinführung zum gemeinsamen Gespräch verstehen will. Eine zweite Begrenzung liegt in der Perspektive dieses Beitrags: Zwar versuche ich aus der Sicht der systematischen Theologie die tragenden Fundamente für weitere Erörterungen sichtbar zu machen, doch kann ich selbst an dieser Stelle die Konsequenzen für die pastorale Praxis nicht in allen Dimensionen entfalten. Dasselbe gilt im Blick auf die Folgerungen für Religionspädagogik und Katechetik, Homiletik und Erwachsenenbildung. Das in Angriff genommene Thema ist auch im engeren Umkreis der systematischen Theologie sehr umfangreich, so daß